

VOLKER SCHUPP

Ekkehard von St. Gallen und „Konrad von Alzey“

Zwei mittelalterliche Dichterfiguren im 19. Jahrhundert

Ekkehard von St. Gallen und ‚Konrad von Alzey‘

Zwei mittelalterliche Dichterfiguren im 19. Jahrhundert

Volker Schupp

I. Ein Blick auf zwei ausgeräumte bibliothekshistorische Stätten und was sich einst in ihnen tat

Bibliotheksgeschichtlich sind die 90er Jahre des zu Ende gegangenen Jahrhunderts von einer Bedeutung, die hier festgehalten werden soll, denn hinter den *libelli* sind bekanntlich deren *fata* verborgen. Es gibt auch zwei wenig bekannte äußere Zeichen, die an diese Momente erinnern.

Wer heute nach Eppishausen im Thurgau kommt, auf den Spuren der Mediävisten, die vor 170/180 Jahren dorthin pilgerten, die Handschriften und Bücher des Freiherrn Joseph von Laßberg sich vorführen zu lassen, der findet vor dem alten Herrenhaus, das nun Altersheim geworden ist, ein feines Denkmal für die Bibliothek vor, farbige Marmorplatten repräsentieren Bücher auf einem Regalbrett. Es markiert den Ort, wo die Sammlung begann. Die einstige Pracht, die der Besitzer, der sich Meister Sepp von Eppishausen nannte, bei seinem Umzug 1838 nach Meersburg mitnahm, erhält ein freundliches Gedenken.

Dort, von wo die Büchersammlung 1999 in alle Winde zerstreut wurde, an der Eingangstür der Bibliothek in Donaueschingen, erinnert schon lange ein Bronzeschild an Joseph Victor von Scheffel. Als Bibliothekar der Fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek sollte er die seit 1855 dort lagernden 42 Kisten der komplett verkauften Laßbergschen Bibliothek in ein zu revidierendes Bibliothekssystem einreihen – eine Aufgabe, die sein Bibliothekarsleben überschritt. Scheffel hat von den fürstenbergischen und Laßbergschen Handschriften nur eine Auswahl beschreiben können, in einem 1859 in 50 Exemplaren gedruckten Katalog.¹ Nr. 1 ist das Hohenems-Laßberg-Donaueschinger jetzt Karlsruher ‚Nibelungenlied‘ nach der Fassung *C. Persönlich haben sich die beiden Personen, der dichtende Gelehrte und der gelehrte Dichter, nicht kennengelernt, aber ihre beiden wissenschaftlichen Kontaktstellen über-

¹ Die Handschriften altdeutscher Dichtungen der Fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek zu Donaueschingen, geordnet und beschrieben von J. V. VON SCHEFFEL, Stuttgart 1859.

wölben literarisch das 19. Jahrhundert in Baden. Nüchterner kann man sie beschreiben mit den frühen Wirkungen des ‚Nibelungenliedes‘ und des ‚Waltharius‘.

Nachdem mit dem Wiener Kongress und der Volljährigkeit des Fürsten Karl Egon von Fürstenberg Laßbergs aktive politische Epoche zu Ende gegangen war, ließ er sich gemäß seiner ritterlich-restaurativen Weltanschauung als patriarchalisierender Gutsherr auf dem Gut Eppishausen im Thurgau nieder und pflegte neben der Landwirtschaft seine mittelalterlichen Kenntnisse und Sammlungen: Handschriften, Bücher, Bilder, Münzen, Glasmalereien. Das Schlösschen wurde in den folgenden zwanzig Jahren von zahlreichen Personen aufgesucht, deren Namen für die Mittelalterrezeption in Literatur und Historie stehen. Hinter vielen verbirgt sich ein Briefwechsel und damit auch ein möglicher Exkurs über mediävistische Tätigkeit. Vielleicht ist ‚Mekka‘ zu viel gesagt, aber Eppishausen ist zu Laßbergs Zeit ein Ort, wo Bekanntschaften geschlossen werden, Impulse und unzählige Briefe auch mit wissenschaftlichen Fragestellungen ein- und ausgehen. Laßberg empfängt hier Joseph Albrecht von Ittner, einstmals Kanzler des Malteserordens in Heitersheim, dann Kurator der Universität Freiburg, schließlich Direktor des Seekreises, er empfängt Jacob Grimm aus Göttingen, Ludwig Uhland, Gustav Schwab, Johann Adam Pupikofer. Werner von Haxthausen, der Freund aus Wiener Tagen, und der bayerische Philologe und Bibliothekar Johann Andreas Schmeller treffen hier zufällig zusammen. Und 1819 kommen auch die beiden Gelehrten Karl Georg Dümge und Franz Joseph Mone, die im Auftrage der ‚Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde‘ eigentlich nach St. Gallen wollen, aber mit Ittner und der Fürstin erst bei Laßberg tafeln müssen. Von ihnen stammt die m. W. erste gedruckte Nachricht über Laßbergs Sammlungen.² Den schon von früher her bekannten Freiherrn vom Stein empfangen Ittner und Laßberg in Konstanz. Selbstverständlich sind die Fürstin von Fürstenberg und er Mitglieder der neu gegründeten Gesellschaft, wie auch Ittner und der Jugendfreund Leonhard Hug.³ Annette von Droste-Hülshoff schließlich erlebt hier erstmals die Bodenseelandchaft und, etwas befremdet, die Mittelalterbegeisterung ihres Schwagers Laßberg und seiner Besucher.

² G. DÜMGE/F. J. MONE, Literarische Reise durch einen Theil des vorderen Schwabens und der Schweiz, aus Auftrag der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde (Fortsetzung. Constanz und die Schweiz), in: Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde 1 (1819/20), S. 226–279, hier S. 233f.

³ Ebd., S. 86f.

Eppishausen ist nicht weit von St. Gallen. Laßberg braucht natürlich die Bibliothek, die durch Ankauf den anderen wichtigen Nibelungencodex (B) besitzt und sich durch einen berühmten Mönch des aufgelösten Klosters auszeichnet, Ildefons von Arx. Er ist der erste, der die wissenschaftliche Welt auf die St. Galler althochdeutschen Texte hingewiesen hat, der etwa das sog. ‚St. Galler Paternoster‘ publizierte, an dem die Studenten der Germanistik bis heute ihre Überlegenheit in der althochdeutschen Grammatik über den schlichten Übersetzer demonstrieren können, falls sie das lateinische Vaterunser noch verstehen.

Ildefons von Arx war Laßberg auch in seinen anderen Mittelalterstudien behilflich, freilich mit wenig Begeisterung über das „Weiber Lob“ aus den Minnesängern.⁴ Laßberg, der Ritter, wollte die alten schwäbischen Ritter und Sänger in ihrem Leben erfassen. Er brauchte also ihre Lieder und Urkunden. In seinem ‚Dichterbuch‘, einer ungedruckten Sammlung – heute in der Badischen Landesbibliothek –, hat er für 153 mittelalterliche Dichter und Sänger historische Nachweise gesammelt. Er bemühte sich auch um Abschriften der Lieder in der damaligen Pariser Handschrift (Codex Manesse) und der Weingartner Handschrift in der Königlichen Bibliothek in Stuttgart, die Uhland und Schwab für ihn abschrieben. Nun war seit 1816 der deutsche Teil der Palatina wieder in Heidelberg, und Laßberg konnte sich die Kleine Heidelberger Liederhandschrift zweimal nach Eppishausen ausleihen, musste sie aber zurückgeben, bevor sie durch Leute, die Ildefons von Arx beschaffen musste, ganz kopiert worden war. Offenbar hat er sie dann doch selber abgeschrieben.⁵

Dass die Zeit der Wirkung Walthers von der Vogelweide noch nicht gekommen war, zeigt, dass sein Name ganz unter den Sängern unterging, die Laßberg von St. Gallen abhängig glaubte, wie Ulrich von Singenberg,⁶ auch Uhland erkundigte sich noch 1819 nach einer Thurgau-

⁴ E. STUDER, Laßberg und Ildefons von Arx, in: Joseph von Laßberg. Mittler und Sammler. Aufsätze zu seinem 100. Todestag, hg. v. K. S. BADER, Stuttgart 1955, S. 157–210, Zitat S. 182 aus dem Brief von Ildefons von Arx an Laßberg vom 18. Februar 1819.

⁵ K. GANTERT, Vom ‚Waltharius‘ zum ‚Codex Manesse‘. Joseph von Laßberg und die Monumenta Germaniae Historica, in: Deutsches Archiv zur Erforschung des Mittelalters 56 (2000), S. 568, Anm. 54; Laßbergs Abschrift befindet sich heute in der BLB, Donaueschingen 67: ebd. Vgl. auch den Brief Laßbergs an Uhland vom 12. April 1820: „Ich habe ihn [cp. 357] abgeschrieben, aber nicht viel Trost darinnen gefunden.“, in: F. PFEIFFER (Hg.), Briefwechsel zwischen Joseph Freiherrn von Laßberg und Ludwig Uhland. Mit einer Biographie Franz Pfeiffers von Karl Bartsch und den Bildnissen von Pfeiffer, v. Laßberg und Uhland, Wien 1870, S. 5.

⁶ STUDER (wie Anm. 4), S. 185, zitiert den Brief Laßbergs an Ildefons von Arx vom 24. Februar 1819.

schen Burg ‚Vogelweide‘. Laßberg meinte, er tue es deswegen, weil er „einen Wirtemberger aus ihm machen will“⁷. Das ist freilich ein weißer Fleck in dem Teppich der Mittelalter-Rezeption, aber an diesem Teppich sind andere Leute eher beteiligt als Laßberg, etwa Uhland für Walther, denn Laßbergs Sammlungen zum Leben der Sänger sind nie erschienen, Friedrich Heinrich von der Hagen hat ihn überholt.⁸

Wo er aber maßgebend mitgewirkt hat und an einem Strang einen der ersten Knoten knüpft, der sich bis auf unsere Tage fortsetzt, ist die Entstehung der Vorstellung von einem ‚Walthari-Lied‘, auf das die Pfälzer ja heute noch stolz sind. Was ist das, und wie ist es dazu gekommen?

Von Ildefons von Arx erhielt Laßberg nicht nur die seinem Nibelungencodex fehlenden Textpartien für die Ausgabe, sondern im Oktober 1817 auch den Hinweis auf einen verwandten Stoff, ein lateinisches Gedicht, das „große Ähnlichkeit mit dem Nibelungenlied“ zeige. Es handelt sich um die in den ‚Causus Sancti Galli‘ erwähnte ‚Vita Waltharii manufortis‘, die Eckehard I. noch als junger Mann für die Schule verfasst, Eckehard IV. metrisch bearbeitet habe.⁹ Von Arx hielt den Text für verloren, er kannte nur die Novaleser Vita vom starkhändigen heiligen Walther, die Verse enthielt, die Bruchstücke von Eckehards Dichtung gewesen sein könnten. Auch Laßberg kannte den Text nicht, ermittelte dann aber, dass er nicht ganz unbekannt war und dass ein Druck aus einer Stuttgarter Handschrift 1780 erschienen sei.¹⁰ Aber die „lateinischen Nibelungen“, wie er ihn nannte, ließen ihn nun nicht mehr los. Dass auch schon durch den Karlsruher Bibliothekar Friedrich Molter eine deutsche Übersetzung in Blankversen und 1798 ein Abdruck der Karlsruher Handschrift erschienen waren, blieb den beiden unbekannt.¹¹

⁷ Ebd., S. 188, zitiert den Brief Laßbergs an Jacob Grimm vom 14. April 1820.

⁸ Vgl. F. H. VON DER HAGEN, *Minnesinger. Deutsche Liederdichter des zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts aus allen bekannten Drucken gesammelt und berichtet, mit den Lesarten derselben, Geschichte des Lebens der Dichter und ihrer Werke, Sangweisen der Lieder, Reimverzeichnis der Anfänge, und Abbildungen sämtlicher Handschriften, Viertes Theil*, Leipzig 1838.

⁹ *Eckehardi IV. Casus Sancti Galli*, hg. u. übers. v. H. F. HAEFELE, Darmstadt 1980 (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters, Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe 10), Cap. 80.

¹⁰ STUDER (wie Anm. 4), S. 190f. mit Hinweis auf FR. CHR. FISCHER, *De prima expeditione Attilae regis Hunorum in Gallias ac de rebus gestis Waltharii Aquitanorum principis carmen epicum saeculi VI.*, Leipzig 1780; nach der Handschrift Fr. D. qt 538 der Württembergischen Landesbibliothek. Die Ausgabe bricht mit dem V. 1337 ab, erst 1782 erschien der Rest als Nachtrag.

¹¹ Vgl. F. V. MOLTER (Übers.), *Prinz Walther von Aquitanien. Ein Heldengedicht aus dem sechsten Jahrhunderte. Aus dem lateinischen Codex der Markgräfl.*

Es handelt sich um die rührende Geschichte der drei Attila als Geiseln ausgelieferten Kinder Hagen, Walther und Hildegund, die, zuerst Hagen, als Erwachsene fliehen können. Dabei werden Walther und Hildegund wegen ihres mitgeführten Schatzes (nach späterer Überlieferung am Wasichenstein) von Gunther und seinen Männern aufgehalten. Walther besiegt nacheinander zwölf Einzelkämpfer und verliert im abschließenden ungleichen Kampf gegen Hagen und Gunther zusammen die rechte Hand, Hagen ein Auge und sechs Backenzähne, Gunther das Bein bis zum Oberschenkel. Die abgeschlagenen Glieder liegen am Boden, als die Helden sich in erneuerter Freundschaft friedlich trennen. In den letzten Versen entschuldigt der Autor seine zirpende Stimme (*raucellam vocem*) mit seiner Jugend.

Laßberg erbot sich, den ‚Waltharius‘ in einem einleitenden Band, gewissermaßen als Prolog, der MGH herauszugeben, aber war dem Unternehmen nicht gewachsen, dessen Probleme sich häuften – vor allem in der Verfasserfrage durch Handschriften, die den Prolog eines Gerald an einen Bischof (?) Erchanbald enthielten, der sich also schlecht mit der Autorschaft Eckehards vertrug. So konnte es ihm eigentlich nur recht sein, dass gegen eine poetische Einleitung der MGH Bedenken entstanden und der Plan auch aus Kostengründen aufgegeben wurde. Schließlich überließ er sein Material Jacob Grimm, der den Text dann zusammen mit Johann Andreas Schmeller in einem Laßberg gewidmeten Band 1838 bekannt machte.¹² „Ich hätte mer und besseres erwartet“¹³, bemerkte der Geehrte etwas ungerecht nörgelnd – besonders angesichts Jacob Grimms damaliger Situation als einer der ‚Göttinger Sieben‘. Die Beurteilung mag unausgesprochen vor allem daher rühren, dass Grimm in der Verfasserfrage nicht so dezidiert argumentierte, wie ihm Laßberg brieflich nahegelegt hatte, und Geraldus nicht einfach als Plagiator abqualifizierte.¹⁴ Die Probleme der Autorschaft und Datic-

Badischen Bibliothek metrisch übersetzt, Karlsruhe 1782, sowie DERS., Beiträge zur Geschichte und Litteratur. Aus einigen Handschriften der Markgräflisch Badischen Bibliothek, Frankfurt am Main 1798 (Edition des Textes).

¹² Lateinische Gedichte des X. und XI. Jh., hg. von J. GRIMM und A. SCHMELLER, Göttingen 1838, Neudruck Amsterdam 1967.

¹³ M. FRH. VON WALDBERG, Briefe von Jacob und Wilhelm Grimm, Karl Lachmann, Creuzer und Joseph von Lassberg an F. J. Mone, in: Heidelberger Jahrbücher 7 (1897), S. 225–260, hier S. 244, Brief vom 16. Juni 1838.

¹⁴ Vgl. Brief von Laßberg an Jacob Grimm, 15. November 1837, in: Nachtrag zum Briefwechsel zwischen Jakob Grimm und Joseph von Laßberg. Mit Erläuterungen hg. v. K. SCHULTE-KEMMINGHAUSEN, in: Sitzungsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften 1933, S. 754–787, hier Nr. 6, Zitat S. 765: „um eins bitte ich Sie, dass Sie den schändlichen plagiarus Gerold v. Fleury, der sich unterstanden hat, das gedicht unserer wackeren Eckeharde dem Erzbischof Erchenbald

rung, die damals in die Diskussion kamen, bestimmen sie noch heute.¹⁵

Laßbergs Tätigkeit endete mit der Verfasserbestimmung; dem Vorschlag des Freiherrn vom Stein, eine Übersetzung in den ‚Liedersaal‘ aufzunehmen,¹⁶ ist er nicht nähergetreten, ihre Herstellung hätte ihn sicher überfordert. Er hat sich nicht weiter exponiert, aber das Werk in seinem Kreise bekannt gemacht, an einem Abend las er es Johann Caspar Orelli vor.¹⁷

II. Gustav Schwab

Eine Übersetzung hatte aber, schon bevor der Grimmsche Text erschien, Gustav Schwab sogar gedruckt,¹⁸ ohne dass die beiden offenbar dieses und andere Probleme erörtert hätten.¹⁹ Möglicherweise verdankte Schwab die Kenntnis des Gedichts seinem Freunde Uhland, der einer der frühesten Walthariuskenner war, ohne dass man das damals wußte, und der auch im Briefwechsel mit Laßberg keinerlei Überraschung zeigte, als dieser das Gedicht erstmals erwähnte,²⁰ und die Übersetzung schon 1825 vor der Werkausgabe kannte. Uhland jedenfalls hat auch Laßberg bei seinem Besuch in Eppishausen von der Übersetzung erzählt. Wir haben den Reflex in einem Brief an Schwab, der die enge Verbindung der beiden Werke in Laßbergs Augen erneut dokumentiert:

als das seinige zuzueignen, recht an den pranger stellen.“ (Hervorhebung im Original); dagegen GRIMM/SCHMELLER (wie Anm. 12), S. 61: „Gerald muß irgend auf eine art selbst daran theil genommen haben.“ Auch hat – so ein weiterer Kritikpunkt – „der gute Jacob auf eine mir unbegreifliche Weise . . . die so ganz nahe verwandtschaft mit dem Nibelungenliede übergangen“: Laßberg an Mone, von WALDENBERG (wie Anm. 13), S. 244.

¹⁵ Zuletzt: Frühe deutsche Literatur und lateinische Literatur in Deutschland 800–1150, hg. v. W. HAUG und B. VOLLMANN, Frankfurt am Main 1991 (Bibliothek deutscher Klassiker 62; Bibliothek des Mittelalters 1), S. 1169–1179.

¹⁶ GANTERT (wie Anm. 5), S. 570, Brief vom 8. April 1820.

¹⁷ Ungedruckter Brief an G. Schwab vom 8. August 1829, verwahrt in der UB Tübingen, vgl.: M. HARRIS, Joseph Maria Freiherr von Lassberg 1770–1855. Briefinventar und Prosopographie, Heidelberg 1991, Nr. 665, S. 157.

¹⁸ G. SCHWAB, Gedichte, Bd. 2 (1. Aufl.), Stuttgart 1829, S. 197–269.

¹⁹ PFEIFFER (wie Anm. 5), darin die Briefe vom 12. und 23. April 1820, S. 6/8. L. UHLAND, Werke, Bd. 3: Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter, hg. v. H. FRÖSCHLE, München 1981, vgl. F. WAGNER, Ludwig Uhland und das Waltharied [sic!]. Zum Nachleben des mittellateinischen Walthariusepos, in: Wirkendes Wort 43 (1993), S. 549–556.

²⁰ An Laßberg am 26. September 1825, in: PFEIFFER (wie Anm. 5), S. 57.

Uhland sagt mir, dass nun nächstens Ire Übersetzung des Walter v. Aquitanien im verse maße d. Nibelungenliedes erscheinen werde, worauf ich mich nicht wenig freue. Ich bin überzeugt, dass man sie, wenn einmal wie ich hoffe das Nibelungenlied zum Schulbuche geworden ist, stets mit diesem zusammendruken wird, mit dem es so innig verwoben ist.²¹

Schwab gab zwar das lateinische Hexameterrepos in Nibelungenstrophen wieder, es handelte sich aber eher um eine freiere Nachdichtung. Ein Gedanke kann zu einer Strophe erweitert werden; Szenen werden dialogisch auch mit neuen Nebenfiguren ausgestaltet. Ist im ‚Waltharius‘ das Gunther-Bild negativ, so wird es in Schwabs Bearbeitung nun dasjenige Hagens. Walther selbst wird in allen seinen Aktionen ausdrücklich entschuldigt, sogar die Flucht ist der Lohn für einen Sieg im Dienste Etzels. Aufschlussreich sind die inhaltlichen Bezüge zum ‚Nibelungenlied‘, kurzzeitig der am Schluss:

So scherzten sie beim Weine, das war kein schwerer Streit,
sie reichten sich die Hände zu Treu und Einigkeit.
Des Hagens rechte schüttelt Herr Walther mit der linken,
mit seinem linken Auge sah man den Hagen freundlich winken.
Sie küßten sich zu scheiden, zu Rosse bald sie hoben
den wunden König Gunther, ihr Dienst der war zu loben;
er ritt so gut er konnte, Herr Hagen treu daneben,
seit hat er um den Fürsten im Kampf gelassen Leib und Leben.²²

– eben beim Untergang der Nibelungen. Man fragt sich, ob Schwab meint, Hagen mit Glasauge und Zahnprothese habe sein Leben für den einbeinigen Gunther am Hofe Etzels schließlich lassen müssen.

Die Schlussstrophe berichtet, dass ein Sänger beim Mahl das Lied von Walther und Hildegunde gesungen hat.

In Worms zu Tal sie zogen, Herr Walther ritt berglein,
die Jungfrau mit dem Löwen ritt an der Seite sein.
Seit hat er sie gefreiet am Hofe zu Burgund:
Ein Sänger sang beim Mahle von Walthers Flucht mit Hildegund.

²¹ Ungedruckter Brief Laßbergs an Uhland vom 5. Juli 1829, verwahrt in der UB Tübingen, aufgelistet bei: HARRIS (wie Anm. 17), Nr. 661, S. 157.

²² SCHWAB (wie Anm. 18). V. Walther und Hiltgund, Epische Dichtungen. Nach dem Lateinischen des Ekkehard, S. 268f.

III. Scheffels ‚Waltharilied‘

Sein eigenes Gebilde nennt Schwab nicht ‚Waltharilied‘, das tut wohl erst Scheffel, der die Übersetzung in seinen Roman ‚Ekkehard‘ einfügte. Er hat nicht die Nibelungenstrophe, aber den paarweise reimenden Nibelungenvers verwendet und damit keinen Zweifel aufkommen lassen, in welche Tradition er sich stellt.²³ Als Text gibt er die Laßberg gewidmete Ausgabe von Schmeller und Grimm an. „In ehrender Erinnerung an F. von Laßberg, ohne welchen der Waltharius nicht neu erweckt vor uns stünde“, schenkt er, dessen Verdienste etwas übertreibend, 1876 acht Exemplare seiner ‚Waltharius‘-Ausgabe dem ‚Verein für Geschichte des Bodensees‘, lehnt es aber ab, an Laßbergs Grab zu sprechen.²⁴ „Verdeutschungen von anderen anders“²⁵, rechtfertigt er sich großzügig. Stichproben zeigen allerdings, dass Scheffel im Rahmen seiner Versbeschränkung zumindest partienweise genau übersetzt hat, an Kenntnis des Lateinischen steht er offenbar dem Gymnasialprofessor Schwab kaum nach. Die Genauigkeit hätte er gewiss nicht aufbringen können, wenn er seine (später) kritisierten Reime aparter gewählt hätte. Die Änderungen sind offenbar stilistisch bewusst. Was den besonderen Charakter des lateinischen Gedichtes ausmacht, die wörtlichen Anleihen bei der antiken Literatur („virgilianischer Flitter“), wird von Scheffel weggelassen oder unverfänglich umgeformt.²⁶ „Tartarus“ (V. 1057) wird „Höllenhäuser“ (Bd. II, S. 189), die „Manen“ (V. 1039) „Todesgeister“ (Bd. II, S. 189). Zusätze oder Umsetzungen versuchen den spezifischen Charakter seines supponierten Ambientes hervorzuheben: Statt *aequora* (V. 48) für das Meer, auf das die Sonne morgens trifft, setzt er „tauige Wiesen“ (Bd. II, S. 171) in den Vergleich. Der fiktive heimatfrohe jugendliche Dichter in seinem Wildkirchli bringt eben eine größere

²³ P. WILLERT, Deutsche Übersetzungen des Walthariliedes. Scheffel – Winterfeld – Althoff, Diss. phil. Jena 1940, S. 16ff. zum Versmaß Scheffels, er führt den Vers auf die „neue Nibelungenstrophe“ der Uhlandschen Balladen zurück, was durchaus möglich ist, zeigt auch den Hang zum Alexandriner und zum alternierenden Takt auf. Nur die Behauptung (S. 17), Scheffel habe überhaupt nicht ans ‚Nibelungenlied‘ gedacht, kann man angesichts des ‚Ekkehard‘ nicht akzeptieren. Zur Übersetzung sei Scheffel von Adolf Holtzmann angeregt worden.

²⁴ M. ANDREA, Scheffel und der Verein zur Geschichte des Bodensees, in: Scheffeljahrbuch 1905/6, S. 110–119, hier S. 113.

²⁵ J. PROELSS, J. V. von Scheffels Gesammelte Werke in sechs Bänden, Zweiter Band: Ekkehard, Kapitel 14–25, Anm. 279, S. 243.

²⁶ Seine Übersetzung sei um 353 Verszeilen kürzer, sagt er selber in: Waltharius, lateinisches Gedicht des zehnten Jahrhunderts. Nach der handschriftlichen Ueberlieferung berichtet, mit deutscher Uebertragung und Erläuterungen von J. V. SCHEFFEL und A. HOLDER, Stuttgart 1874, S. IV.

Anschaulichkeit mit. So kann auch sein Geschöpf, „der Hunne, wildfroh jauchzend die heimischen Donaufluten grüßen“ (Bd. II, S. 172, *redierunt pectore laeto* V. 95). Der Held Walther wird nur wenig germanischer, das kniend gesprochene Gebet nach erkannter Selbstüberhebung (*superbia*) bleibt erhalten; in ihm hat man ein neues Kriegerethos sehen wollen (V. 561–65 = Bd. II, S. 180).²⁷ Unterdrückt ist (wohl bewusst) das eine allzu katholische Wort *signans* (V. 225 = Bd. II, S. 174) für das Kreuzeszeichen, das Walther vor dem Trinken über dem Kelch macht. Walther ist Held wie auch Hagen,²⁸ aber Gunther, der abgewertete *rex*, wird im lateinischen Gedicht durch mancherlei Attribute disqualifiziert (*superbus* V. 628; 720, *demens* V. 754, *caecus miser* V. 943, *infelix* V. 1062; 1092), bleibt bei Scheffel meist ohne jeden Zusatz, er wird also ein neutraler Vertreter seines königlichen Standes. Den Trunk Hildegunds bekommt Gunther als schwächster Kämpfer freilich auch bei ihm als letzter (V. 1413 = Bd. II, S. 196).

Ansonsten hat Scheffel durchaus eigene Bestrebungen: Er kürzt die Kampfschilderungen, erweitert das Gastmahl.²⁹ Manche Feinheiten gerade bei den Kämpfen, die Steigerung etwa im Gebrauch der Lanzen, gehen dann unter.³⁰

Da die Dichtung im Roman dem entwichenen jungen Mönch Ekkehard zugeschrieben ist, braucht sich Scheffel um den Prolog nicht zu kümmern, und die etwas merkwürdige Stimme der zirpenden Zikade (*stridenti cicadae* V. 1453) wird nicht auf das gerade verlassene klösterliche Nest (V. 1455) zurückgeführt, sondern darauf, dass sein „junger Sinn erglüht“ (Bd. II, S. 197).

„Gelobt sei Jesus Christ – so schließt Waltharis Lied.“ – Das Vorgelegene ist also analog zu *der Nibelungen liet* gestaltet, wie ja auch Gunthers Trupp, die „dumme[n] Jungen“ (Bd. II, S. 180), als „fränkische Nibelungen“ von Walther identifiziert werden. Die im lateinischen Epos am Schluss aufkommende groteske Komik (der isolierten Gliedmaßen und des zuckenden Auges) nimmt Scheffel mit kolloquial erzählendem Ton, burschikosen und flapsigen Wendungen schon am Anfang auf. Etwa, wenn er Etzel reden lässt:

„Mehr als Krieg taugt Bündnis, das sag ich selber auch ...“ (Bd. II, S. 171)

oder

²⁷ HAUG/VOLLMANN (wie Anm. 15), S. 1202; Waltharius. Lateinisch/Deutsch, übers. u. hg. v. G. VOGT-SPIRA, Stuttgart 1994 (Reclams UB, Nr. 4174), S. 18.

²⁸ Seine merkwürdige Rechtfertigung V. 1264ff. = SCHEFFEL (wie Anm. 25), Bd. II, S. 193, braucht Scheffel nicht zu verbessern.

²⁹ WILLERT (wie Anm. 23), S. 19, 23.

³⁰ Ebd., S. 27f.

... „Wer sich meiner Macht
töricht entgegenstemmt, dem wird der Garau gemacht“ (Bd. II, S. 171)³¹
für *armis inviti feriant* (V. 69f.).

Eine Begründung für diese Kraftausdrücke wird nicht gegeben. Scheffel erhebt sich dadurch ironisch über den Stil des Originals. Er bildet das Original nicht ab, sondern travestiert es auch. Das passt allerdings wenig zum ernsthaften Dichter im Wildkirchli und lässt sich nur dadurch erklären, dass die Übersetzung vor dem Roman angefertigt wurde.

Es sind vor allem zwei Bilder, die aus den bebilderten Neufassungen der Walthersage vor Augen stehen: 1. Walther und Hildegund auf ihrem Pferd und 2. die Schlucht am Wasgenstein, mit dem durch die Enge unbesiegbaren Walther. Beide sind verbreitet, aber nicht ‚original‘.

Zu 1. Die beiden jungen Leute auf dem Pferd.

Wer mit seinem jugendlichen Sagengedächtnis erstmals den ‚Waltharius‘ übersetzt, wundert sich, dass das Pferd, von Hildegund am Zügel geführt, im Epos nur die beiden Truhen mit den Spangen trägt, das Paar aber zu Fuß flieht.³² Es war Scheffel, der erstmals das Paar zusammen reiten lässt, aber den Vorgang nicht konsequent durchgehalten hat.³³ Das Bild im ‚Ekkehard‘ von Audifax und Hadumoth auf dem hunnischen Saumross,³⁴ das den Kindern die Flucht sogar mit dem Hunnenschatz im Hängekorb erlaubt, während das überraschte Heer noch wie im ‚Waltharius‘ *somno vinoque solutus* (V. 358), vom Fricktaler Wein benebelt ist, musste also der Walthariusübersetzung noch vor der Fertigstellung des Romans eingeprägt worden sein. (Oder gibt es unterschiedliche Fassungen?)

Zu 2. Nur drei Verse im ‚Waltharius‘ skizzieren den Kampfplatz im *Vosagus*, den Vogesen.

*Sunt in secessu bini montesque propinqui,
Inter quos licet angustum specus extat amoenum,
Non tellure cava factum, sed vertice rupum.* (V. 493–495)

³¹ Fast an denselben Wendungen und noch einigen mehr hat auch Willert schon vor 60 Jahren Anstoß genommen: WILLERT (wie Anm. 23), S. 24.

³² Waltharius, V. 330–346, vgl. die neueren Editionen in: HAUG/VOLLMANN (wie Anm. 15), Nr. VII, S. 163–259, sowie VOGT-SPIRA (wie Anm. 27). Hier wird zitiert nach VOGT-SPIRA.

³³ WILLERT (wie Anm. 23), S. 29–31. Selbst für die Reclam-Übersetzung hat man ein solches Bild aus der Manessischen Handschrift gewählt: *her Friderich der knecht* (LXXXII), eine Entführungsszene, wie sie im Waltharius nirgends vorkommt.

³⁴ SCHEFFEL (wie Anm. 25), Bd. II, S. 38.

Eine liebliche Schlucht, die von zwei nahe beieinander liegenden steilen Felsen gebildet wird. Dass dieser Ort ‚Wasenstein‘ heißt, wissen wir aus dem ‚Nibelungenlied‘.³⁵ Und dass wir heute mit der Wanderkarte dorthin gehen können, verdanken wir Ludwig Uhland, der als 70jähriger Wanderer auf einen Hinweis von Franz Joseph Mone³⁶ die Stelle entdeckte und den Fund dem elsässischen Freund, der auch ein großer Wanderer war, dem Dichter und Forscher August Stöber³⁷ 1857 mitteilte: Wasenstein bei Obersteinbach, an der Straße von Weißenburg nach Bitsch. Scheffel war 1873 dort,³⁸ seine etwas unscharfe Übersetzung der entsprechenden Verse hat er durch den Augenschein nicht revidiert.³⁹

Dort ragen dicht zusammen zwei Berge in die Luft,
 Es spaltet sich dazwischen anmutig eine Schlucht,
 Umwölbt von zackigen Felsen, umschlungen von Geäst
 Und grünem Strauch und Grase, ein rechtes Räubernest. (Bd. II, S. 179)

Das antikisierende Klosterepos – man beachte die Anrede *fratres* (V. 1) – ist (auch) durch das Mittel des mittleren oder niederen Stiles und die Umformung der Hexameter zu Nibelungenversen zum ‚Waltharilied‘ geworden. Dieses liest sich wie eine neudeutsche Anpassung des ‚Nibelungenliedes‘. Wie auch immer das dem ‚Waltharius‘ zugrunde liegende germanische Heldenlied oder -epos ausgesehen haben mag, das neue Scheffelsche steht vor uns wie eine auf dem Reissbrett entworfene neugotische Kirche, die freilich noch in den Heiligenfiguren und der Glasmalerei mit gemüthafteren und heimischen, ja kommersmäßigen Zügen versehen ist.

IV. Scheffels ‚Ekkehard‘

Nicht so ist es bei der Gestaltung des ‚Ekkehard‘. Anscheinend ist das Arbeitsprinzip beim Übersetzen durch den vorgegebenen Gegenstand,

³⁵ Nibelungenlied B, Strophe 2344, 2, zitiert nach: Das Nibelungenlied. Mittelhochdeutsch/Neuhochdeutsch, hg. v. S. GROSSE, Stuttgart 1997 (Reclams UB, Nr. 644).

³⁶ F. J. MONE, Urkunden und Auszüge über Elsaß und Lothringen vom 13. bis 15. Jahrhundert, in: ZGO 7 (1856), S. 171–195, hier S. 178–179, Anm. 2.

³⁷ Der Brief Uhlands an Stöber ist zitiert in: SCHEFFEL/HOLDER (wie Anm. 26), S. 159; zu Stöber vgl. den Artikel von E. MARTIN, in: ADB 36, S. 267–270.

³⁸ SCHEFFEL/HOLDER (wie Anm. 26), S. 159.

³⁹ Waltharius, V. 493ff. – STÖBER selber hatte in seinem Aufsatz über „Walther und Hildegunde, in zwölf Abenteuern“ Jacob Grimms Lokalisierung nach Framont (Breuschtal) verlegt, aber noch eine Stelle im Münstertal „zum Bedenken“ gegeben. Siehe A. STÖBER, Walther und Hildegunde, in zwölf Abenteuern, in: Alsatia 1852, S. 53–73, hier S. 72f.

vielleicht ohne dass es der Übersetzer besonders empfand, ein anderes. Fragen wir aber zunächst: Wie kommt Scheffel zum Mittelalter – und was verbindet ihn mit den Vorgängern? Die erste Frage ist aus der Biographie nicht ganz einfach zu beantworten. Scheffel, geb. 1826, gehört zu der Generation, die in die Erkenntnisse der vorigen hineinwächst. Er hat eben das ‚Nibelungenlied‘ schon auch in Laßbergs ‚Liedersaal‘ oder einer der nachfolgenden Ausgaben seiner Handschrift lesen können. In dem Zeitraum seit Goethes Aufsatz ‚Von deutscher Baukunst‘ 1772 und der Wiederaufnahme des Kölner Dombaus 1842 hatte sich die Umwertung der gotischen mittelalterlichen Kultur allgemein vollzogen.

Der erste Mittelalterbezug, der sich für den jungen Scheffel aufdrängt, ist die ‚Weihe des Freiburger Münsters‘, Moritz von Schwinds Bild im Treppenhaus der Karlsruher Kunsthalle (1840–1844), denn der Maler, dessen übrige historische Bilder ihn später auch beeindrucken, verkehrte in dem offenen Scheffelschen Haus in der Sophienstraße in Karlsruhe. Der Sinn fürs Mittelalter war schon selbstverständlich geworden. Die Bibliothek der dichtenden Mutter Scheffels enthielt – so die Vermutung des Biographen – neben den historischen Romanen Walter Scotts wohl auch Werke von Uhland und ‚Lichtenstein‘ von Wilhelm Hauff.⁴⁰

Entscheidend ist aber offenbar eine wissenschaftliche Beschäftigung gewesen, die den jungen Scheffel auszeichnet: „Die zahllosen Bände (der Mittelalterforscher) stehen ruhig auf den Brettern unserer Bibliotheken ... Eine Literatur von Gelehrten für Gelehrte, an der die Mehrzahl der Nation teilnahmslos vorübergeht und mit einem Blick zum blauen Himmel ihrem Schöpfer dankt, dass sie nichts davon zu lesen braucht.“⁴¹

„Bei Gelegenheit anderer Studien über die Anfänge des Mittelalters“⁴² hat der junge Gelehrte die frühmittelalterliche Welt entdeckt, und hier ist gerade ein unterirdischer Bezug, den man nicht ohne weiteres bemerkt. Diese anderen Studien gehören in die Rechtsgeschichte, vor allem des alemannischen Gebietes, beschäftigen sich also mit Jacob Grimms ‚Rechtsalterthümern‘ und ‚Weisthümern‘.⁴³ Zu den ‚Weisthümern‘ Jacob Grimms hatte gerade Laßberg zahlreiche alemannische Dorföffnungen beigesteuert. Vor allem ist Scheffel dabei auf Eckehards

⁴⁰ SCHEFFEL (wie Anm. 25), Bd. I, Biographische Einleitung von J. PROELSS, S. 13.

⁴¹ Ebd., S. 97f.

⁴² Ebd., S. 101.

⁴³ Ebd., S. 52.

IV. ‚Casus Sancti Galli‘ gestoßen, die Laßbergs Freund Ildefons von Arx bei den Scriptoribus der MGH herausgegeben hatte, sowie auf dessen und Heinrich Hattemers Publikationen althochdeutscher Texte aus St. Gallen.

Um Scheffels Position als Reaktionär (nicht zutreffend) zu kennzeichnen, hat man darauf hingewiesen, dass die ‚Casus‘, seine „Hauptquelle“, eine konservative Tendenzschrift sei, die gegen alle Neuerungen polemisiert und im 10. Jahrhundert die gute alte Zeit schönfärberisch rühme.⁴⁴ Ekkehards IV. gute alte Zeit war ja tatsächlich eine Blütezeit für St. Gallen, aber für Scheffel war wohl nicht so sehr die Verachtung der Gegenwart und die angebliche Schönfärberei das Entscheidende, er hätte sonst anders auswählen müssen. Er sah hier „eine Fülle anmutiger, aus der Überlieferung älterer Zeitgenossen und den Berichten von Augenzeugen geschöpfter Erzählungen, . . . viel unbewußte Poesie . . ., die dem Niedergeschriebenen überall das Gepräge der Echtheit verleiht“⁴⁵. Erkannte er Ekkehards IV. rückwärts gewandte Tendenz, so kümmerte sie ihn doch nicht. Ihm ging es darum, „aus jener rohen, werdenden, starken deutschen Zeit ein paar Bursche herauszufischen, die sich ganz natürlich und wohl conservirt ausnehmen sollen. Romantik wird nicht getrieben“⁴⁶. Das bedeutet, dass ihn gerade der jungfräuliche Zustand seiner Quelle gelockt hatte, das sonst vernachlässigte frühe Mittelalter,⁴⁷ andererseits konnte er aber seine „Bursche“ nicht einfach der Quelle entnehmen, sie mussten doch ausgestaltet werden. Er selber hat das – allerdings „romantisch“ – so ausgedrückt, als ob ihm Gestalten emporwüchsen, „erst von wallendem Nebel umflossen, dann klar und durchsichtig, und sie schauen ihn ringend an und umtanzen ihn in mitternächtigen Stunden und sprechen: Verdicht uns!“⁴⁸. Das bringt freilich einen gegenteiligen Anspruch an die historische Darstellung des Ganzen und die aus eigenem Recht der literarischen Fiktion bezogenen Charaktere der Figuren.⁴⁹

Das führt nochmals zur Frage zurück, wo die eigentlichen Impulse herkommen, denn einer ist noch nicht genügend akzentuiert: Scheffels

⁴⁴ R. SELBMANN, Dichterberuf im bürgerlichen Zeitalter. Joseph Viktor von Scheffel und seine Literatur, Heidelberg 1982 (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte, Dritte Folge, Bd. 58), S. 70.

⁴⁵ SCHEFFEL (wie Anm. 25), Bd. I (‚Ekkehard‘, Kapitel 1–13), S. 100.

⁴⁶ Zitiert nach SELBMANN (wie Anm. 44), S. 91.

⁴⁷ SCHEFFEL (wie Anm. 25), Bd. I, S. 100.

⁴⁸ Ebd., S. 101.

⁴⁹ Zur Problematik vgl. CHR. BRECHT, Die Muse der Geschichtsklitterung: Historismus, Realismus und literarische Moderne, in: *The Germanic Review* 73 (1998), S. 203–219.

Neigung zur bildenden Kunst. Scheffel wollte Maler werden, aber die Malerei seiner Zeit wurde von den Nazarenern beherrscht. So kommt es, dass gerade die Hauptfigur der badischen Mittelalterrezeption gegen den modernen Mittelalterbezug der Nazarener Stellung nahm. „Wenn ... unsere Künstler wieder ins Mittelalter zurückgehen und dessen engen Gesichtskreis zu dem ihrigen machen, so verkennen sie die ganze breite geistige Unterlage, auf der unsere Zeit im Vergleich zu jener steht.“⁵⁰ Das entstammt einem Bericht über ein einseitiges, wenn nicht gar missglücktes Gespräch des 20jährigen Scheffel mit dem schon arri- vierten Peter von Cornelius von 1846. „Stehen uns denn diese Falten zu Gesicht wie den Alten?“⁵¹

Es ist also nicht damit getan, die „Bursche“ aufzufinden, sondern ihnen die Gestaltung zu geben „die sich in all unseren menschlichen Beziehungen offenbart“⁵². Wie Scheffel das tut, soll im Folgenden kurz gezeigt werden, das ist aber auch die Crux des historischen Romans. „Daß die zart und rein umrissenen Gestalten zugleich in eine ferne deutsche Vergangenheit gestellt sind und in eine völlig gegenwärtige deutsche Landschaft“, hat Hugo von Hofmannsthal an dem Roman gerühmt.⁵³ Zart und rein umrissen mögen die weiblichen Hauptfiguren sein, die herbe und launische Herzogin und ihre Dienerin Praxedis oder auch noch der Stutzer Spazzo.⁵⁴

Femina admodum quidem pulchra, nimiae severitatis cum esset suis, longe lateque terris erat terribilis. Aus diesem einen Satz („Als Frau war sie zwar ungemein schön, da sie aber mit den Ihrigen sehr streng war, wurde sie weithin gefürchtet.“) – Scheffel teilt ihn uns in seinen Anmerkungen mit – entsteht die folgende Descriptio:

Die junge Witib war von adeligem Gemüt und nicht gewöhnlicher Schönheit. Aber die Nase brach unvermerkt kurz und stumpflich im Antlitz ab, und der holdselige Mund war ein wenig aufgeworfen, und das Kinn sprang mit kühner Form vor, also, daß das anmutige Grüblein, so den Frauen so innig ansteht, bei ihr nicht zu finden war. Und wessen Antlitz also geschaffen, der trägt bei scharfem Geist ein rauhes Herz im Busen

⁵⁰ J. V. VON SCHEFFEL, Briefe ins Elternhaus, 1843–1849. Im Auftrage des Deutschen Scheffelbundes eingeleitet und hg. v. W. ZENTNER, Karlsruhe 1926, Brief vom 29. Juli 1846, S. 167.

⁵¹ Ebd.

⁵² Ebd.

⁵³ H. VON HOFMANNSTHAL, Das Schöne am ‚Ekkehard‘, in: Joseph Victor von Scheffel im Lichte seines hundertsten Geburtstages. Eine Huldigung deutscher Dichter und Schriftsteller, hg. vom Scheffel-Museum in Mattsee-Salzburg, Stuttgart 1. und 2. Auflage, 1926, S. 31.

⁵⁴ SCHEFFEL (wie Anm. 25), Bd. I, S. 108.

und sein Wesen neigt zur Strenge. Darum flößte auch die Herzogin manchem ihres Landes trotz der lichten Röte ihrer Wangen einen sonderbaren Schreck ein.⁵⁵

Was Scheffel (mit Recht) gegen die Nazarener einzuwenden hatte, dem entgeht er in der Personendarstellung durch Kombination und Weiterdichten. Dass er bekanntlich Eckehard I., den Dekan, und Eckehard II., den Jüngeren (und Höfling), zu einer einzigen Figur vereinigt hat, ist hier ich nicht gemeint, es mag aber symptomatisch sein. Das Wissen, dass Eckehard Vertrauter des Papstes,⁵⁶ Verehrer Johannes des Täufers und Sequenzdichter war und in seiner Jugend eine Vita des *Waltharius manufortis* verfasst hat, hätte keine Hauptfigur abgeben können, wenn nicht die feine Zeichnung Scheffels ihn als Geliebten und dann unglücklich Liebenden in der Personificatio zunächst einem puer senex angenähert hätte, der dann durch Schicksal zum Dichter wurde und seine Veranlagung durch Reifung einholte. Deutlicher im Sinn eines Hinauswachsens über romantisches ‚Klosterbruderisieren‘ sind eher Nebenfiguren wie der Türmer Romeias und Leutpriester Moengal. Bei Romeias musste Scheffel einem gewiss existenten Wächter auf dem Torturm über seinen Namen aus der Villinger Sagengeschichte erst das Schicksal eines starken groben Klotzes mit zartem Kern zurechtschneiden, der besonders im Reflex durch die Sympathie, die die feine Praxedis für ihn empfand, menschlich wurde. Moengal, ein in St. Gallen hängengebliebener Schotte, dort Marcellus genannt, ist historisch tatsächlich Schulmeister gewesen.⁵⁷ Er führte seine Schüler zu den *Septem artes*, besonders aber zur Musik. Mit „wettergebräuntem runzel-durchfurchtem Antlitz“⁵⁸, tätowiertem Arm und an den Knien gekürzter Kutte wird er dann in fantasievoller Rhetorik zum Leutpriester in Radolfzell gemacht, der in einer Art verlottertem Forsthaus kampiert und benediktinerregelwidrig der Jagd huldigt. Andererseits war (nur nach Scheffel) in St. Gallen ein lateinischer Priscianus in irischer Schrift von seiner Hand zurückgeblieben.⁵⁹ Das Verfahren hat hier einen historisch abgesicherten, humorig überhöhten Charakter hervorgebracht, der ein Kapitel weit ausgemalt wird und auch später noch seine Rolle spielt. Man muss durch Lektüre nachvollziehen, wie die Figur aufgebaut wird.

Es sind wohl solche Erscheinungen, die Theodor Fontane zu seinem Urteil geführt haben:

⁵⁵ Ebd., S. 107.

⁵⁶ Casus S. Galli (wie Anm. 9), Cap. 80.

⁵⁷ Ebd., Cap. 2 und 33; SCHEFFEL (wie Anm. 25), Bd. II, Anm. 110, S. 223.

⁵⁸ Ebd., Bd. I, S. 170f.

⁵⁹ Ebd., Anm. 1, S. 172.

Wem sich das Leben erschließt, dem erschließen sich die Zeiten. Denn zu allen Zeiten wurde gelebt. Hier steckt, glaube ich [sagt Fontane!], die eigentliche Bedeutung dieses Buches. Diese Gestalten aus dem 10. Jahrhundert sind auch Menschen, Menschen von Fleisch und Bein, ausgerüstet mit den selben Zügen, gut und schlecht, wie wir selber. Die Unterschiede liegen im Kostüm ... Man liebte und haßte, hoffte und bangte, gerade so wie heut. Wer die Menschen in einsamen Tälern, auf Alpen und an Stranddünen aufmerksam beobachtet hat, wird nicht sehr in die Irre gehen, wenn er sagt: so waren die Leute vor tausend Jahren auch.⁶⁰

Was Fontane (durch seine historische Situation bedingt) außer Acht lassen muss, ist, was man heute ‚Alterität‘ des Mittelalters nennt. Dazu kommt noch der offenbar schwindende Historismus unserer Zeit. Die sogenannte anthropologische Konstante ist durch die Erforschung der *longue durée* in Frage gestellt. Ob die Menschen vor tausend Jahren wirklich so waren, ist noch nicht deswegen ausgemacht, weil ein Abt sich jederzeit betrinken konnte.⁶¹ Dass Fontane zu diesem Urteil kommt, rührt daher, dass er Scheffels Menschen und seine, wenn auch etwas zurückgebliebenen Zeitgenossen für die des 10. Jahrhunderts hält.

Es wäre sicher vermessen, hier die Gründe für den übergroßen Erfolg und die spätere Geringschätzung des ‚Ekkehard‘-Romans suchen zu wollen. Beide haben vielerlei Ursachen,⁶² aber die Beobachtung passt vielleicht zur Entwicklung. Es erleichterte damals die Rezeption eines frühmittelalterlich klösterlich entlegenen Stoffes, dass Scheffel das Menschenbild nicht dem mittelaltergemäß erscheinenden Nazarenerum, nicht der Romantik angepasst hat, sondern durch seine kombinatorisch-humorigen Verfahren den Schein erwecken konnte, seine Menschen liebten und hassten und dichteten gar wie seine und Fontanes Zeitgenossen. Was wollte man mehr als eine solche Bestätigung tausendjähriger unterirdischer Kontinuität.

Der spätere, auch der heutige Leser, der diese Meinung nicht teilt, würde eine Romanfigur Fontanes ‚historisch‘ lesen können, als eine nicht seiner Zeit, sondern dem 19. Jahrhundert angehörige; eine Figur im ‚Ekkehard‘ dagegen sieht er als eine des 19. Jahrhunderts mit dem Anspruch, eine des 10. Jahrhunderts zu sein. Wenn man aber hierüber hinwegsieht, kann man den ‚Ekkehard‘ mit Vergnügen lesen.

⁶⁰ T. FONTANE, Joseph Viktor von Scheffel, Ekkehard, in: T. FONTANE, Sämtliche Werke: Aufsätze, Kritiken, Erinnerungen, Erster Band: Aufsätze und Aufzeichnungen, hg. v. J. KOLBE, München 1969, S. 404–407, hier S. 405–406.

⁶¹ Ebd., S. 406.

⁶² Vgl. M. FUHRMANN, Scheffels Erzählwerk: Bildungsbeflissenheit und Deuschtümelei, in: DERS., Europas fremd gewordene Fundamente. Aktuelles zu Themen aus der Antike, Zürich 1995, S. 140–156. Zuerst in: Allmende 1981, S. 60–69.

V. Dichtung und Wissenschaft

Zum Menschenbild gehört freilich auch das Dichterbild, und damit steht man vor dem von Scheffel selbst so bezeichneten „Hauptproblem“ des ‚Ekkehard‘: „Wie und unter welchen Verhältnissen kommt im X. Jahrhundert einer dazu, ein epischer Dichter zu werden?“⁶³ Im ‚Ekkehard‘ ist eine poetisch-zeitgemäße Antwort gegeben, und sie führt über Laßberg und Scheffels Rezeption des lateinischen St. Gallen wieder zur Nibelungenhandschrift zurück. Im Roman sind Ekkehard und sein Jugend- und Schulfreund Konrad von Alzey gemeinsam Schüler im Kloster Lorsch.⁶⁴ Konrad hatte Ekkehard dort die alten Königsgräber gezeigt, im Odenwald den „Siegfriedsbrunn“. „Dort auf dem Sedelhof hat Chriemhildis um den Erschlagenen getrauert.“⁶⁵ (Diese Lorsch-Passage kommt nur in der Fassung *C, also der Laßbergischen Handschrift vor.)⁶⁶ Der genialische Konrad ließ schon den künftigen Nibelungendichter erahnen. Er legte Ekkehard den Walther-Stoff nahe, „der ist einfach und nicht allzu herb und paßt zu deinem Gemüt“⁶⁷. Das ist eben das anfangs zitierte „Buschwerk“, das um die Nibelungensage „aufsprießt“. Jetzt, nachdem Konrad in die weite Welt gegangen war – die ‚Nibelungenlied‘-Leser wissen es, und die ‚Ekkehard‘-Leser erfahren es auch, dass er sich beim Bischof Pilgrim von Passau als „Schreibersmann“ eingefunden hat⁶⁸ – und nachdem Ekkehard durch den großen Schmerz in sich, „der ausgetobt sein mußte“⁶⁹, und durch das Erlebnis der Hunnenschlacht zum Dichter geworden war, konnte er sich mit dem „Walthari-Lied“ eine neue Welt bauen. Und wie das sympathische Dienerpaa'r Audifax und Hadumoth auf einem einzigen Pferd „aus der Hunnennot heimgeritten“⁷⁰ kam, so konnte er sich Wal-

⁶³ Entwurf eines Briefes an Adolf Freiherr von Leutrum-Ertingen, nach dem 29. September 1855 verfaßt, in: Vom Trompeter zum Ekkehard. Scheffels Briefe ins Elternhaus 1853/55. Im Auftrage des Deutschen Scheffelbundes eingel. u. hg. von W. ZENTNER, Karlsruhe 1934, S. 82. Vgl. SELBMANN (wie Anm. 44), S. 46 mit Anm. 48.

⁶⁴ SCHEFFEL (wie Anm. 25), Bd. II, S. 153. Dass im Kloster Lorsch übrigens ein Fragment des ‚Waltharius‘ aus dem letzten Drittel des 10. Jahrhunderts erhalten geblieben ist, konnte Scheffel noch nicht wissen: vgl. HAUG/VOLLMANN (wie Anm. 15), S. 1176.

⁶⁵ Ebd., S. 154.

⁶⁶ Nibelungenlied C, Str. 1158–1165; zum Siegfriedsbrunnen C Str. 1013, zitiert nach: Das Nibelungenlied nach der Handschrift C, hg. v. U. HENNIG, Tübingen 1977 (AT 83).

⁶⁷ SCHEFFEL (wie Anm. 25), Bd. II, S. 155.

⁶⁸ Ebd., S. 200.

⁶⁹ Ebd., S. 156.

⁷⁰ Ebd., S. 38 und S. 161.

ther und Hildegund vorstellen. Er brauchte nicht mehr die alten Bücher, sondern außer Schreibzeug nur seine Harfe.

Wie der Liebesbrief der Lavinia in der ‚Eneit‘ von Heinrich von Veldeke dem Eneas mit einem Pfeil vor die Füße geschossen wird,⁷¹ so übermittelt Ekkehard die beschriebenen Blätter seiner Dichtung der traurigen Herzogin auf den Hohentwiel. „Feine Blätter Pergamentes waren um den Schaft gewunden, die Spitze umhüllt mit einem Kränzelein von Wiesenblumen.“⁷²

Aber der ‚Waltharius‘ gehört ja eigentlich in das Bodenseekloster. Schon Jacob Grimm vermerkte: „Seltsam, daß Sanctgallen keinen bewahrt.“⁷³ Für den Dichter Scheffel bewahrt sie einen. Wie das Werk im Kloster Sankt Gallen gelebt haben könnte, wurde von ihm in einem „frei entworfenen Genrebild“ fast 20 Jahre nach dem Roman dichterisch vergegenwärtigt. Der Abt hat einen Feldhauptmann als Gast im Kloster, und der hört aus der Schulklasse, wie der Schulmeister Notker den ‚Waltharius‘ skandiert. Beim Mittagessen wird der Text dann dem Gast zu Gefallen vorgelesen, und hinterher spielen die Jungen mit stumpfen Lanzen und panzerartigen Lederwämsern Krieg: „Das Kampfspiel Hadawart gegen Walther“ – eine versteckte Dichtung, die den ‚Ekkehard‘-Ausgaben als Anhang mitgegeben werden sollte.⁷⁴

In der fiktiven Annahme einer gemeinsamen Lorscher Schulzeit Ekkehards und seines Freundes Konrad von Alzey schlugen sich Scheffels Studien bei dem Heidelberger Germanisten Adolf Holtzmann nieder, der – Karlsruher wie Scheffel auch – von den „Nachtrettern Lachmanns“, wie er sie nannte,⁷⁵ stark angegriffen, gegen Lachmanns Liedertheorie nach der Fassung *A die Fassung des Laßbergischen ‚Nibelungenliedes‘ als „ächtesten Text“ gestellt hatte. Sein Buch ‚Untersuchungen über das Nibelungenlied‘ von 1854⁷⁶ konnte Scheffel bei der Konzeption des ‚Ekkehard‘ kaum vorliegen haben, er hat auch nicht alle ‚Ergebnisse‘ übernommen. Er war aber 1855 nach Heidelberg gefahren, „um hier am Orte seiner vorbereitenden Quellenstudien ... noch den Anhang von historischen Nachweisungen anzufügen“⁷⁷. Von

⁷¹ Heinrich von Veldeke, Eneasroman. Mittelhochdeutsch/Neuhochdeutsch, hg. v. D. KARTSCHOKE, Stuttgart 1997 (Reclams UB, Nr. 8303), V. 10908–10935.

⁷² SCHEFFEL (wie Anm. 25), Bd. II, S. 206.

⁷³ GRIMM/SCHMELLER (wie Anm. 129), S. 54.

⁷⁴ SCHEFFEL/HOLDER (wie Anm. 26), S. 118–121, Zitat S. 121.

⁷⁵ A. HOLTZMANN, Kampf um der Nibelunge Hort gegen Lachmanns Nachtretter, Stuttgart 1855.

⁷⁶ A. HOLTZMANN, Untersuchungen über das Nibelungenlied, Stuttgart 1854; vgl. dazu SCHEFFEL (wie Anm. 25), Bd. II, Anm. 281, S. 243f.

⁷⁷ SCHEFFEL (wie Anm. 25), Bd. I, Biographische Einleitung, S. 62.

Holtzmann – also offenbar mündlich – bezog er die Datierung des ‚Nibelungenliedes‘ in die Zeit Ottos I., in dessen Umgebung er seinen gereiften Ekkehard ansiedelte, von Holtzmann übernahm er auch den erschlossenen Dichter des ‚Nibelungenliedes‘, Konrad von Alzey, der sich in der Figur des Spielmannes Volker von Alzey (unter Erzbischof Pilgrim!) selbst dargestellt habe, und möglicherweise die Siegfriedsquelle, die Holtzmann allerdings als *lintbrunno* in Heppenheim,⁷⁸ Scheffel aber nur allgemein im Odenwald sucht. In diesem jungen blutvollen Dichter des späteren ‚Nibelungenliedes‘ sieht Ekkehard, der eher furchtsam vor seiner Aufgabe steht, einen, der „ein anderer Homerus zu werden“ gedenkt.⁷⁹ Was entsteht, ist ein ‚Heldenbuch in deutscher Sprache‘, aber eigentlich ist es ja die lateinische ‚Nibelungias‘, die Pilgrim dem Konrad in Auftrag gibt.⁸⁰ Erst danach wurde die Nibelungenklage in deutscher Sprache verfasst (V. 4316–4322).

Dass man sich die Entstehung des ‚Nibelungenlieds‘ anders vorstellen muss, versteht sich heute von selbst. Es ist aber bemerkenswert, dass die Handschrift C, von ihrer Auffindung in Hohenems an, mit ihrer Wirkung auf Laßbergs Handschriftensammeltätigkeit und seine ‚Waltharius‘-Studien und schließlich mit der Aufnahme gerade dieser und keiner anderen Fassung in den bis zum Ersten Weltkrieg wirkungsmächtigen ‚Ekkehard‘ das durchgehende Moment der literarischen Mittelalterrezeption in Südwestdeutschland ist. Die Wirkung verbreitet sich dann durch die zahlreichen Auflagen der Scheffelschen Werke auf das ganze deutsche Sprachgebiet; 90 sind bis zu seinem Tod erschienen. Die Wirkungsgeschichte ist nicht ohne Folgen geblieben.

1. Für Scheffel selbst: Er erhielt das Angebot des Fürsten von Fürstenberg, Bibliothekar in Donaueschingen zu werden und nahm es an – und dort lagen noch die vom Freiherrn von Laßberg vor seinem Tode verkauften Handschriften und Bücher. Die Beschreibung von dessen Nibelungen-Handschrift, deren Text er dichterisch rezipiert hatte, gehörte nun zu seinen Dienstaufgaben. Als verhängnisvoll stellte sich der

⁷⁸ HOLTZMANN (wie Anm. 75), S. 126.

⁷⁹ SCHEFFEL (wie Anm. 25), Bd. II, S. 155. So weit für die Zeit des ‚Ekkehard‘. Wie er später immer wichtiger und zu Scheffels alter ego wird, zeigt W. WUNDERLICH, „Wer war der Greis, den Worms solch Lied gelehrt?“. Der erfundene Dichter. J. V. v. Scheffels Version vom Autor des Nibelungenliedes. Mit e. Textanhang, in: Euphorion 89 (1995), S. 239–270.

⁸⁰ SCHEFFEL (wie Anm. 25), Bd. II, S. 202; Die Nibelungenklage. Mittelhochdeutscher Text nach der Ausgaben von Karl Bartsch. Einführung, neuhochdeutsche Übersetzung und Kommentar von Elisabeth LIENERT, Paderborn 2000, S. 316, V. 4299.

weitere Erfolg heraus. Vom Großherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar erhielt er, außer dem Angebot einer bibliothekarischen Sinecure auf der Wartburg, den Auftrag, einen Wartburgroman zu schreiben und versprach es ihm vor dem Gemälde Moritz von Schwinds ‚Der Sängerkrieg auf der Wartburg‘. Der misslungene Versuch ruinierte Scheffels Gesundheit; es trieb ihn um. Der große Wanderer wanderte nun als Fliehender. Er litt unter einem schweren Verfolgungswahn, beschloss, sich in der ‚Grande Chartreuse‘ bei Grenoble vor dem Großherzog zu verstecken, und verschwand am 4. November 1860 plötzlich aus dem Karlsruher Elternhaus. Aber schon unterwegs verließ er die Eisenbahn, da er in Mitreisenden die Mörder und Häscher des Großherzogs zu erkennen meinte. Mit den Worten: „Wollen Sie ein Menschenleben retten?“ wandte er sich an einen Passanten, einen Rechtsanwalt aus Liestal, der ihn schließlich zu einem Kuraufenthalt brachte.⁸¹

Einige wenige Kapitel des Romans wurden nach Scheffels Tod von Friedrich Panzer herausgegeben.⁸² Bei Lebzeiten erschienen unter dem Titel ‚Frau Aventüre‘ nur die Gedichte, die als Einlagen hätten verwendet werden sollen. Die Fragmente lassen nicht erkennen, dass es der Nibelungenstoff war, der sich dem Wartburgroman so mächtig implantierte, dass er dazu beitrug, ihn scheitern zu lassen. Meister Konrads lateinisches Werk sollte von Heinrich von Ofterdingen zum deutschen ‚Nibelungenlied‘ erhöht werden. Der Plan und die Studie, die Werner Wunderlich aus Scheffels Nachlass bekannt gemacht hat, bestimmten Scheffels unglückliches Leben, blieben aber der literarischen Öffentlichkeit unbekannt und damit folgenlos.⁸³

2. Für die Auffassung des ‚Nibelungenliedes‘. Hier ist erhellend, was Scheffel als Donaueschinger Bibliothekar an den Großherzog Carl Alexander schrieb, als er diesem über seine durch „Bücherstaub und allzu-vieles Lesen alter Schriften“ veranlasste Augenentzündung klagte, dass er nämlich „die gute, ächte Nibelungenhandschrift“ beschreibe (das eben ist Holtzmanns These). Scheffel meinte überdies, sie komme aus

⁸¹ Vgl. R. BOSCH, Der deutsche Dichter Jos. Victor Scheffel und das Seetal, in: Heimatkunde aus dem Seetal 35–36 (1960–1962), Sonderheft zum Andenken an den Dichter Jos. Viktor Scheffel, S. 2.

⁸² Scheffels Wartburgroman, 1. Teil: Wartburggeschichten. Für den deutschen Scheffel-Bund aus dem Nachlaß des Dichters hg. v. F. PANZER, Karlsruhe 1937.

⁸³ WUNDERLICH (wie Anm. 79), bes. S. 256–262. Vgl. auch K. GANTERT, „Neigung zieht mich nach der Wartburg, Pflicht hält mich an der Donau stillem Quell.“ Joseph Victor von Scheffels nie verwirklichter Wartburgroman, in: Euphorion 96 (2002), S. 469–493.

der Bücherei des „Rudolf zu Hohenems im Rheintal († 1254)“⁸⁴. Er hatte noch „den aufrichtigen Wunsch, wie eine Biene um meine hiesigen Handschriften schwärmen und ihren Honig saugen zu dürfen“⁸⁵. Das Angebot, Bibliothekar auf der Wartburg zu werden, lehnte er deswegen ab.

Karl Lachmann hatte diese ‚Lorscher‘ Strophen, auf denen die Darstellung des ‚Ekkehard‘ beruht, als Zusätze aus seiner Ausgabe ausgeschieden, in seinen ‚Anmerkungen‘, allerdings ohne Kommentar, wohl vermerkt.⁸⁶ Durch Scheffels überwältigenden Einfluss auf die nichtgermanistische Öffentlichkeit setzte sich also in der unreflektierten Kenntnis vom ‚Nibelungenlied‘ nicht der aus Berlin kommende germanistische mainstream durch, sondern die These des von Lachmanns Nachfolgern heftig angegriffenen Heidelberger Außenseiters. Aber das war zu einer Zeit, in der der ‚Ekkehard‘ schon alle Hürden genommen hatte.

Die diskutabile Auffassung des Nibelungenliedes, die von der ältesten Handschrift C ausgeht, und die nicht zu haltende Annahme einer einheitlichen alten Fassung des ‚Nibelungenlieds‘ in ihr prägte also das öffentliche Bewusstsein.

3. Sie beeinflusste auch die Heimatgeschichte, die in Thesen von einer Lorscher Entstehung des gesamten ‚Nibelungenlieds‘ um 1150 den Namen Lorsch in der Germanistik in Misskredit brachte. Denn die Germanisten neigten erst der von Lachmann favorisierten Fassung *A, dann der Fassung *B als der ursprünglicheren Fassung zu. Vielleicht hat auch ihre Einschätzung der Fassung *C die Bewertung des Romans beeinflusst, obwohl Lachmanns Liedertheorie von 1900 an auch nur noch von historischem Interesse war.

Nach all dem ist es – bei aller Trauer um die banausische Entleerung der Kulturstätte Donaueschingen – auch recht und billig, dass die Handschrift zu den übrigen ‚Laßbergiana‘ in die Badische Landesbibliothek eingekehrt ist. Der ‚Stamm‘ ist nun auch hier beim ‚Buschwerk‘, der aus der Rastatter Bibliothek stammenden ‚Waltharius‘-Handschrift angekommen. Beide Texte gehören auch zur Geschichte der Literatur des 19. Jh.s in Baden und haben die eigenständige, produktive Mittelalterrezeption hierzulande mehr geprägt als alle anderen mittelalterlichen Dichtungen.

⁸⁴ Briefwechsel zwischen Joseph Viktor von Scheffel und Carl Alexander, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach. Im Auftrage des Deutschen Scheffelbundes hg. v. C. HÖFER, Karlsruhe 1928, S. 9.

⁸⁵ Ebd.

⁸⁶ Zu den Nibelungen und zur Klage. Anmerkungen von K. LACHMANN, Berlin 1836, S. 142–143 zu Str. 1082.